



Papst Franziskus leitet am Heiligen Abend 2013 seine erste Christmette als Papst.

**D**er Tango verbindet Argentinien mit Europa, wechselseitig das Ferne mit dem Vertrauten. Seine Bewegungen zeichnen öffentliche Figuren und Gesten und sind zugleich innerlicher Ausdruck. Indem sich das Gesetz der Form und das Charisma der Person einander einschreiben, entsteht die dynamische Gestalt des Tanzes.

Mit der Wahl des Argentiniers Jorge Mario Bergoglio sei, so die Kommentare, die katholische Kirche endlich auch an ihrem Haupt Weltkirche geworden. Doch ist Bergoglio den europäischen Wurzeln seiner Familie noch so nahe. Er bekräftigt die bruchlose Kontinuität seines Denkens zur Theologie seines Vorgängers – etwa indem er dessen letzte, nicht mehr vollendete Enzyklika fertig schreibt und als seine erste herausbringt, *Lumen Fidei* (5. Juli 2013). Und wird doch in einer schwer zu bestimmenden Nähe zu jener Theologie der Befreiung wahrgenommen, deren namhafte Vertreter in den 1980er und 1990er Jahren vom damaligen Präfekten der Glaubenskongregation mit zum Teil persönlichem, ja rachsüchtigem Furor verfolgt worden sind. Er ist in das höchste Amt der katholischen Kirche gewählt worden, das sich sozusagen selbst mit einer potestas ohne Maß ausgestattet hat – und strahlt doch ein Charisma aus, das viele Menschen spontane Sympathie für die Person Jorge Mario Bergoglio empfinden lässt.

#### Von Benedikt zu Franziskus: Kontinuität oder Umbruch?

Ein Pontifikatswechsel bedeutet einen tiefen Einschnitt: Alle wichtigen Posten der Kurie stehen zur Disposition, das päpstliche Siegel wird zerbrochen ... Es ist, als solle der neue Papst komplett bei null beginnen können. Als habe ausgerechnet für diesen Moment des Übergangs oder Wechsels das wichtige katholische Prinzip der *successio apostolica* keine Geltung, als würde der neue Papst vielmehr unmittelbar aus dem Ursprung schöpfen. Heißt das also, dass Überlegungen zu Papst Franziskus sich nicht mit seinem Vorgänger zu befassen bräuchten? In zweierlei Hinsicht wohl doch:

Da ist zum einen jener fast präzedenzlose Vorgang, durch den überhaupt die Lage entstanden ist, aus der Jorge Mario Bergoglio als Papst Franziskus hervorgehen konnte. Der Rücktritt war wohl die bedeutungsvollste Amtshandlung Papst Benedikts XVI. Denn sie hat mindestens performative Rückwirkungen auf das Papstamt selbst, seine Ausübung, seine gesetzliche Einrichtung. Seit dem 28. Februar 2013 ist als regulärer Schritt vorstellbar, was Papst Johannes Paul II. für sich noch kategorisch ausgeschlossen hatte, stattdessen ein Siechtum und Sterben vor den Augen der Weltöffentlichkeit vorziehend: Ein Pontifikat kann enden, und zwar durch den menschlichen Willensakt des Amtsträgers. Wahrscheinlich gegen seine Intention, sicher im Widerspruch zu seiner gesamten Theologie, hat Papst Benedikt XVI. dadurch eine De-Sakralisierung des Papstamts bewirkt. Damit ist womöglich aber ein weitergehender Erosionsprozess ausgelöst worden: Gibt es nämlich menschliche Gründe, ein Pontifikat zu beenden, sollte das, da es sich hier doch um ein Amt handelt, der Willkür einer amtierenden Person entzogen und der prozeduralen Regelung der Amtsausübung unterworfen werden. Kurz: Der Rücktritt Papst Benedikts wirft die Frage nach prozeduralen Regelungen zur Beendigung eines Pontifikats auf: nach begrenzten Amtszeiten und der Möglichkeit einer Abwahl des Papsts. – Ob Papst Franziskus diese Hinterlassenschaft seines Vorgängers aufgreifen wird?

Zum anderen ist da die wiederholte Beteuerung Papst Franziskus', in bruchloser Kontinuität zur Theologie Papst Benedikts zu stehen. Am augenfälligsten scheint sich dies in der Enzyklika mit den zwei päpstlichen Verfassern zu bestätigen. Doch wie schreibt man eigentlich den Text eines anderen fort? Je formaler das Genre, desto leichter, könnte die Antwort lauten. Nun ist ein päpstliches Rundschreiben gattungsgemäß denkbar weit von einem subjektiven Selbstaussdruck entfernt. Doch nicht ohne Grund schauen Historiker (auch) auf diese Texte, um dem Profil eines Papsts auf die Spur zu kommen. Vor allem aber hat Papst Benedikt XVI. in einem solchen Maß die eigene Theologie der Lehrverkündigung der katholischen Kirche aufgeprägt, dass der Wunsch

entstehen kann, das Lehramt möge tunlichst überhaupt nicht selbst Theologie treiben. Jedenfalls tragen auch seine amtlichen Texte so deutlich die Signatur des Theologen Joseph Ratzinger, dass eine bruchlose Kontinuation eines liegeengeliebten Fragments durch den Nachfolger schwer vorstellbar ist.

Was also könnte die Fertigstellung einer von Papst Benedikt begonnenen Enzyklika durch Papst Franziskus bedeuten? Möglicherweise macht Franziskus hier Gebrauch von einer Sprechweise, die man das *katholische Idiom* nennen könnte. In diesem Idiom zu sprechen heißt, all das zu bejahen, was allgemein als „die Tradition“ gilt. Wer im katholischen Idiom spricht, gibt zu verstehen, dass er nur sagt (was auch immer er sagt), was immer schon gesagt worden ist. Die Theologie Joseph Ratzingers ist die Systematisierung des katholischen Idioms. Was aber wäre, wenn Papst Franziskus dieses Idiom in einer spezifischen Weise benutzt, die durchaus nicht unüblich ist, aber nur stillschweigend Verwendung finden kann: nämlich eine vertraute Artikulationsweise der Glaubensüberlieferung affirmativ zu wiederholen – um sie dadurch auf sich beruhen zu lassen? Dann könnte die Distanzierung nicht intrikater sein (wohlgemerkt: gegenüber einer bestimmten Artikulationsweise der Glaubensüberlieferung, nicht gegenüber dieser selbst). Papst Franziskus arbeitet sich an der Dogmatik Ratzingers, am Paradigma des dogmatischen Lehrgebäudes überhaupt, nicht ab, sondern lässt es einfach stehen. Gebäude, die nicht mehr in dem Sinn genutzt werden, zu dem sie errichtet worden sind, neigen zum Zerfall. Ruinen sind aber kein totes Gelände; sie sind bewohnbar, das hat die Praxis der Hausbesetzungen gelehrt. In die Palastruine abgedankter Herrschaft Unterkünfte für die Armen einzuziehen: das könnte doch eine genuin befreiungstheologische Geste sein. Papst Franziskus, das ist zumindest eine Möglichkeit dieses noch nicht fixierten Pontifikats, will weder die alte noch eine neue Dogmatik, er denkt und handelt gar nicht zu solchen Bedingungen. Er unterläuft sie. Vielleicht wird auch hierin der Grund dafür zu sehen sein, dass von ihm keine Reform der kirchlichen Lehre zu erwarten ist.

# Tango papale

## Papst Franziskus in den Herausforderungen seines Pontifikats

von Knut Wenzel

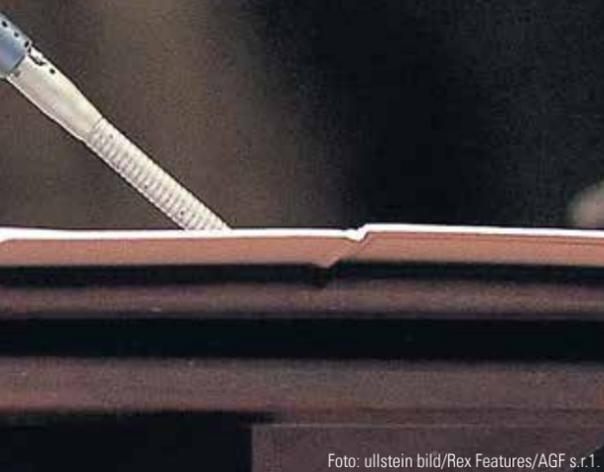


Foto: ullstein bild/Rex Features/AGF s.r.l.

### Reform im Paradigma der Pastoral?

Franziskus spricht von der Notwendigkeit tiefgreifender Reformen (in) der Kirche. Doch offensichtlich soll dies nicht zunächst in einer *Lehre* Gestalt annehmen, in der *Doktrin*, dem in der kirchlich verfassten Glaubensüberlieferung ausgebildeten *Wissen*. Sondern in der *Pragmatik* dieser Lehre, dieses Wissens. So sagte der Papst während einer Audienz für die Leitung des Verbands der lateinamerikanischen Ordensleute am 6. Juni 2013 (nicht dementiertes Gedächtnisprotokoll, veröffentlicht am 26. Juni 2013 in *Reflexion y Liberación*): „Ihr werdet Fehler machen... Das passiert. Vielleicht wird sogar ein Brief der Glaubenskongregation bei euch eintreffen, in dem es heißt, dass Ihr dies oder jenes gesagt hättet... Macht Euch darüber keine Sorgen. Erklärt, wo Ihr meint erklären zu müssen, aber macht weiter... Macht die Türen auf. Tut dort etwas, wo der Schrei des Lebens zu hören ist. Mir ist eine Kirche lieber, die etwas falsch macht, weil sie überhaupt etwas tut, als eine Kirche, die krank wird, weil sie sich nur um sich selbst dreht“. Anker der Pragmatik der Kirche ist der „Schrei des Lebens“, sind die Menschen in ihren Nöten und Bedürfnissen, in ihren Lebenssituationen, mit ihren Alltagsintuitionen. Nicht anders ist auch der Tenor des Apostolischen Schreibens *Evangelii Gaudium* vom 24. November 2013. Eine solche Pragmatik, die den Sabbat nicht über die Menschen stellt, sondern in ihren Dienst (Mk 2,27), heißt in kirchlicher Binnensprache *Pastoral*. Schon einmal hat ein Papst programmatisch festgestellt, dass kein Bedarf an einer weiteren Darlegung der kirchlichen Lehre bestehe, sehr wohl aber an einem dienenden Engagement der Kirche unter den Menschen und in der Welt. Das war Papst Johannes XXIII. in seiner Eröffnungsansprache *Gaudet Mater Ecclesia* am 11. Oktober 1962. Papst Franziskus' Sprache erinnert nicht selten an die von Papst Johannes. Auch dieser war nicht unbedingt dazu disponiert, ein Reformpapst zu werden. Und doch geschah das Unerwartete: die Einberufung des II. Vatikanischen Konzils. Papst Franziskus hat bisher an keiner Stelle den Willen zur Neuformulierung kirchlicher Lehren erkennen lassen. Im Fokus stünde die Anthropologie und ihre Ableitun-

gen für Fragen der Gendergerechtigkeit, der Familientheologie, der Sexualethik. Doch verfügt er über genügend pastorale Erfahrung, um sich vom Leben selbst belehren zu lassen. Und er hat die theologische Grundlegung hierfür gelegt, indem er den Schlüssel für die Bedeutung der kirchlichen Lehre, also des Wissens der kirchlich formatierten Glaubenstradition, bei den Menschen ortet.

Wie lange aber wird es möglich sein, die Lehre zu unterlaufen oder zu überspielen, ohne an sie zu rühren? Auch eine freie Bewegung hinterlässt Spuren. Ein Papst muss Spuren hinterlassen wollen. Auch das II. Vatikanische Konzil, von Papst Johannes ausdrücklich nicht als Lehr-, sondern als Pastoralkonzil gewollt, hat gerade aus diesem Impuls heraus Lehren ausgebildet. Auch eine pastorale Reformperspektive muss sich „lehnmäßig“, in einer Wissensgestalt, niederschlagen: Man muss sich auf sie rückbeziehen, sie überprüfen, erörtern können. Wenn sich Papst Franziskus' Reformunternehmen nicht auf eine solche Wissensbildung einlassen, keine Lehre ausbilden will, bleibt es performative Geste.

### Neue Strukturen?

Ein Gleiches gilt für den Umgang mit den kirchlichen Amtsstrukturen. Auch diese lassen sich nicht auf Dauer eigenständig durchkreuzen, ohne sie selbst anzutasten. Papst Franziskus ist eine charismatische Persönlichkeit. Kommt ein Charismatiker ins Amt, muss das nicht zwingend zu freundlichen Gegenakzenten gegen eine kompromisslose Exekution der Amtsvollmacht führen. Charismatiker können auch die potestas ihres Amtes exzessiv auslegen und durchregieren. Papst Johannes Paul II. war ein solcher Amtcharismatiker. Was wird Papst Franziskus tun?

Auch einer theologalen Interpretation des kirchlichen Amtes, der amtlichen Struktur der katholischen Kirche in ihrer Gesamtheit, widerspricht es nicht – sondern entspricht ihr –, diese Kriterien zu installieren: Transparenz aller Entscheidungsprozesse, Rechtsstaatlichkeit aller gesetzlichen Verhältnisse, Rechenschaftspflicht aller Amtsträger gegenüber dem Volk Gottes, Subsidiarität der Entscheidungsebenen, Appellations- oder Petitionsmöglichkeit aller Regierten, Inklusion aller Gläubigen in die Selbstvollzüge der Kirche und Partizipation an ihnen. Bislang wurde dies amtlicherseits als unvereinbar mit dem Unverfügbaren, dem die Kirche verpflichtet sei, abgewiesen. Der Rekurs auf ein Unverfügbares diente dabei stets der Absicherung bestehender Machtverhältnisse. Ein solcher Umgang mit dem Unverfügbaren achtet dieses aber gerade nicht, sondern instrumentalisiert es. Die größte binnenkirchliche Herausforderung, die Papst Franziskus durch seine Initiativen zur Kirchenreform selbst auf die Tagesordnung gesetzt hat, besteht darin, Perspektiven auf eine Amtsstruktur zu entwickeln, die das Partizipationsmit dem Unverfügbarkeitsprinzip – das menschliche mit dem göttlichen Prinzip – vermitteln. Nur mit einer solchen Vermittlung wird die Kirche ihrer inkarnatorischen Grundstruktur gerecht. Um das Desiderat einer solchen Vermittlung auf die gegenwärtige Lage des Verständnisses und der Ausübung des Papstamts zu übertragen: Der Papst nimmt die volle Autorität seines Amtes in Anspruch, um durch einen souveränen Akt die Gewalt seines Amtes endgültig einzuschränken.

### Kirche in einer globalisierten Welt

Damit rückt aber die eigentliche Herausforderung dieses Pontifikats in den Blick: Papst Franziskus kündigt eine Stärkung der Ortskirchen an. Ist nur daran gedacht, die Bischofskonferenzen in den Rang einer kirchenrechtlich wahrgenommenen Größe zu rücken, was sie bislang nicht sind? Das hieße, die anzugehende Aufgabe auf die Dimension des Institutionen- oder Verwaltungsrechts reduzieren. Tatsächlich ist hier aber nicht weniger als die Zukunft der Menschheit mit im Spiel: Die katholische Kirche ist mit 1,2 Milliarden Gläubigen und einer weltumspannenden Organisation ein wahrer *Global Player*. Wenn sie sich auf die Suche nach einer zukunftsweisenden Organisationsstruktur macht, kann sie zum Laboratorium für die Weltgesellschaft insgesamt werden. Worum geht es? Die katholische Kirche verwirklicht sich durch die vielen partikularen Kulturen der Welt. Sie tut dies aber im Bewusstsein ihrer transkulturellen Einheit. Bislang ist diese Einheitsdimension mindestens unterschwellig mit der europäischen Kultur identisch gesetzt worden – unter der Chiffre einer Polarität von Athen und Jerusalem. Der Rücktritt Papst Benedikts bedeutete auch die Abdankung dieses usurpatorischen Einheitskonzepts. Nun muss es darum gehen, die Vielfalt der Kulturen und die darin sich äußernden legitimen Ansprüche der Menschen in ihrer inkommensurablen Subjekthaftigkeit zur Geltung zu bringen, bei gleichzeitiger Neubestimmung der Einheitsdimension.

Eine Praxis der Einheit, die nicht nur rechtlich kodifiziert, sondern vor allem lebensweltlich so verankert ist, dass sie nicht der kollektiven Unterwerfung unter eine Zentralgewalt mit ihren episkopalen Abteilungsleitern bedarf, sondern aus einer wechselseitigen Anerkennung der Verschiedenen um des gemeinsamen Guts einer nicht nur verletzungsfreien, sondern fruchtbaren Begegnung aller mit allen schöpft, hat die katholische Kirche noch gar nicht. Sie ist aber darauf angelegt. Nicht im Sinn eines göttlichen Plans, der als Blaupause menschlichen Handelns irgendwo hinterlegt wäre, zum Beispiel in Rom. Wohl aber als biblische Verheißung. Die Logik biblischer Verheißung lautet: in einem kreativen Eingedenken durch die Katastrophen, Absurditäten und Banalitäten menschlicher (und kirchlicher) Geschichte und Gegenwart hindurch sich des „guten Anfangs“ (Gen 1,1–2,4a) zu vergewissern, um das Menschen-Mögliche (wenn nicht das Unmögliche) in Blick und in Angriff nehmen zu können. Bei der hier nun interessierenden biblischen Referenzstelle handelt es sich um die Erzählung der Apostelgeschichte von der Pfingstpredigt des Petrus (Apg 2,14–37): Nicht nur, dass ihn, der einen aramäischen Dialekt spricht, alle polyglotten Wallfahrer, die sich gerade in Jerusalem aufhalten, verstehen – Verständigung geschieht nicht per Zwangsvereinheitlichung der Kommunikation, sondern durch die Vielfalt der Sprachen hindurch. Sondern: Als Zitat aus dem späten prophetischen Buch Joël (Joël 3,1–5) zeichnet Petrus die Vision einer Gemeinschaft aller Menschen, welche die zwar funktionalen und Identität stiftenden, aber eben auch Exklusionen produzierenden und deswegen letztlich dysfunktionalen Differenzierungen menschlicher Gesellschaft (in ihrer damaligen Gestalt) transzendiert: männlich – weiblich, alt – jung, indigen – fremd, frei – versklavt. Das Kriterium dieser neuen Gesellschaft wird dabei in religiöser Sprache als „Ausgießung des Geists“ und „Gabe der Prophetie“ markiert.

Wie gesagt: eine Verheißung oder Vision, nicht aber ein direkt umzusetzendes Handlungsmodell. Weder ist die katholische Kirche eine Pfingstgemeinde, noch täte es der Weltgesellschaft gut, sie nach dem Maßstab einer solchen zu betrachten. Aber: Diese Vision einer neuen Gesellschaft nimmt Maß an den Subjekten, nicht am Kollektiv. Jede und jeder ist prophetisch begabt. Sodann: Das Kriterium der Einheit ist, als Ausgießung des Geists und prophetische Begabung, Gabe Gottes. Auch eine säkular gedimmte Version wird hieraus noch geltend machen können, dass das Gelingen der Zukunft der Menschheit zugleich etwas unverfügbar Gratuitives hat und, weil eben aus menschlicher Produktion nicht einfach deduzierbar, trotz des notorischen Scheiterns menschlichen Handelns als immer noch möglich angesehen werden kann: Theologie der Gnade als Kritische Theorie, nur eben positiv formuliert.

Für die katholische Kirche hat Papst Franziskus die Suche danach angestoßen – die Welt insgesamt hat sie dringend nötig: die Gestalt, die Struktur einer Gesellschaft, in der das Prinzip der Einheit der größtmöglichen Würdigung und Lebendigkeit des Partikularen, Heterogenen, Konkreten dient. Transkulturell (wiewohl lebensweltlich beatmet) muss diese Gesellschaftsgestalt sein, weil so viele Menschen sich längst außerhalb der Gefäße homogener Kulturen bewegen – oder in einer neuen Transkulturland. An diesen transkulturellen oder transkulturellen Lebensweisen, ob sie nun frei gewählt oder durch ökonomische, politische, klimatische Umstände aufgezwungen sind, erweist sich die Subjektdimension als die gegenüber der Kulturdimension fundamentalere Bestimmung des Menschen. Der Mensch als Subjekt-in-Transit braucht keine fixen und ihn bindenden Reviere gegeneinander abgegrenzter Kulturen, sondern einen Welt-Innenraum: Welt als inklusives Forum, das die simultane Präsenz, die wechselseitige Begegnung, den osmotischen Austausch und die Vermischung aller Ausdrucksgestalten lebendiger Menschlichkeit erlaubt.

Als globaler Akteur schuldet die katholische Kirche der Welt die Entwicklung einer solchen Gestalt von Gesellschaft. Keineswegs ist es aber so, dass die Kurie, die Theologie oder sonst eine zuständige Instanz in der Kirche hierzu bereits Konzepte von notwendiger Theozität wie hinreichender Praktikabilität entwickelt hätte. Papst Franziskus betritt, wenn er wirklich diese Dimension einer Kirchenreform in Blick hat, Neuland. Da hilft kein Zögern und ist kein Zurückbleiben der begleitenden Akteure erlaubt. Denn der Tango ist, wenn manche in ihm auch nur Figur und Geste erkennen wollen, eine ernste Sache.

Prof. Knut Wenzel lehrt Fundamentaltheologie und Dogmatik an der Goethe-Universität.